

Blödes Kind

Von: Antje Potthoff

Das Mädchen hat nicht halten können, was sich die Mutter von ihrer Tochter versprach. Ist 23 Jahre alt und hilfloser als ein kleines Kind. Zu hundert Prozent geistig behindert, Epileptikerin. Eine klein gebliebene Frau, die zum Dickwerden neigt. Mit schmalen Kinderhänden und -füßen. Das helle, kurz geschnittene Haar strähnig, das Gesicht rund und flach, darin ein kleiner Mund, der beim Sprechen, Lachen, Staunen, bei jedem Öffnen Speichelfäden über den Zähnen freilegt. Die Augen starren, mal wie um Verständnis bemüht, dann wieder leer. Die Tochter wirkt träge. Im Gegenteil, sagt die Mutter, oft sei ihr Kind aggressiv. Kotzt in sein Essen. Schreckt die Eltern mit falschen Erstickungsanfällen. Kratzt. Beißt. Schlägt um sich mit Worten, die sie nicht versteht, nur dass sie spürt, dass sie die Mutter verletzen. Die Mutter schlägt zurück. In diesem Kampf, sagt sie, muss sie die Stärkere bleiben. Sie fürchtet, andernfalls hat sie ihn lebenslänglich verloren.

Ingrid Ingwersen, 44, hatte genaue Vorstellungen von einer Tochter und ihrem Leben mit diesem Traumkind gehabt. Wie sie ihm auf der Bettkante sitzend Geschichten vorläse zur Guten Nacht. »Das hatte mein Vater zu meiner Kinderzeit immer getan.« Wie ihr Püppchen in hübschen Kleidern Passanten entzückte. Wie sie die Tochter hielte, küsste, liebte, so viel Liebe wollte sie ihrer Tochter geben, so viel Wärme, dass dem Kind nie ein Zweifel kommen müsste, die richtige Mutter gewählt zu haben. »Der Vater, das hatte ich ja recht schnell gemerkt, war sowieso der falsche.« Der Tochtertraum zerbrach.

Wann, ist nicht mehr zu bestimmen. Über die Jahre suchten Ängste die Mutter heim, Hoffnungen, neue Ängste. Sie erkannte, leugnete und musste schließlich doch begreifen. Sie sagt, ihre Tochter wurde gesund geboren, eines Sonntags im Mai, ein hübsches und waches Kind. Im Alter von neun Monaten sprach es die ersten Worte. »Mama«, »Papa«, »Opa«, »Oma«, »da, Bume«. Die Mutter erinnert sie alle. Dieses frühe Sprechen, sagte ihr später ein Arzt, sei ein Zeichen besonderer Intelligenz. Seither fühlt sich Frau Ingwersen doppelt beraubt.

Der erste Anfall ist der Mutter heute noch abrufbar wie ein Film. Das Baby, ein Jahr alt, sitzt vor ihr in seinem Kinderhochstuhl, auf dem Tischbrett der Warmhalteteller mit rotem Brei, die Hand der Mutter führt den weißen Plastiklöffel an den Babymund, da grinst das Kind sie unverhofft an. Seltsam verzerrt, leer, ein Lächeln, das kein Lächeln ist, nur der Effekt verkrampfter Nerven im Kindergesicht. Die Lider klappen dem Baby herunter, heben sich, klappen zu, im schnellen Wechsel, der Kopf sinkt ihm langsam in den Brei. Zwei, drei Sekunden, dann ist der Film vorbei. In diesem Moment, sagt die Mutter, habe sie erstmals gefürchtet, dass mit dem Kind nichts mehr würde, wie es während des kurzen Jahres war.

»Wissen Sie, was epileptische Anfälle sind?«, fragt der Arzt. Frau Ingwersen nickt. »Meine Tante war Epileptikerin.« – »Sie werden sich darauf einrichten müssen, dass auch Ihre Tochter an epileptischen Anfällen leidet. Ich fürchte, an ihrer schlimmsten Form, BNS, Blinzel-, Nick- und Salamanfälle.« Die Mutter bittet um Erklärung. »Sie haben die Symptome gesehen, das Blinzeln, das Nicken, zum Ende des Anfalls reißen die Kranken die Arme hoch.« Die Zuckungen rührten von einer Unterversorgung des Gehirns mit Sauerstoff, jeder

Anfall koste den Kranken mehr Zellen, ein weiteres Stück Verstand. Er weist das Kind in die Klinik.

Die Ärzte beobachten und testen. Medikamente vor allem, einen wechselnden Cocktail aus Hoffnung und Wahrscheinlichkeiten. Eine Ahnung befällt die Mutter: »Die wissen selbst nicht, womit sie ihr helfen könnten.« Nach acht Wochen nimmt sie ihr Kind wieder mit heim.

Die Anfälle werden heftiger, quälen das Kind in immer schnellerer Folge, an manchen Tagen sind es 30 hintereinander. Blinzeln. Nicken. Arme hochreißen. Blinzeln, nicken, Arme hoch. Die Tochter ringt um Luft, oft reißt die Zuckung das Kind von den Beinen. Es lebt mit Sturzhelm auf dem kleinen Kopf. Die einzige Waffe der Mutter gegen das Entsetzen ist ein Klistier, eine Plastikkapsel, gefüllt mit Wirkstoff in klarem Gallert. Beginnt die Tochter zu krampfen, zerrt sie ihr die Windeln herunter und drückt ihr die Masse in den Po. Das hilft. Dem Kind und der Mutter. Bis zum nächsten Anfall.

Einmal glaubt Frau Ingwersen ihre Tochter vollends verloren. Im Laufstall neben ihr stehend, schnappt das Baby plötzlich nach Luft, die Augen weit, färbt sich blau, hält mit dem Atmen inne, schlägt hinten über. Frau Ingwersen reißt ihre Tochter hoch, der kleine Körper hängt schwer und leblos in ihrem Arm. Die Mutter rennt. Stolpert die Treppe hinauf zur Wohnung der Schwiegermutter im Nachbarhaus. Schreiend. »Jetzt ist sie tot, sie ist tot, sie ist tot!« Als die Schwiegermutter die Tür aufsperrt, beginnt das Baby zu weinen. Da drückt die Mutter der Oma das Kind in den Arm und läuft schluchzend davon.

Der Arzt empfiehlt eine Klinik in Kiel, 400 Kilometer vom Zuhause des Kindes in Essen entfernt. Die Eltern haben Besuchsverbot. Die Ärzte wollen ihre Patientin in Ruhe überwachen, Tabletten testen, deren Wirken oder Nichtwirken abwarten, es wieder mit neuen Tabletten versuchen. Schließlich finden die Kieler eine Mischung, die die Anfälle des Kindes dämpft. Sein Leben auch. Nach vier Monaten holt Ingrid Ingwersen eine ihr fremde Tochter nach Hause, ein teilnahmsloses, medikamentenstarrs Kind. Anfallsfrei. Die Mutter kann ihr Glück kaum fassen.

Die Tochter ist klein und darum noch hübsch, die weichen Rundungen des Kleinmädchengesichts überdecken der Mutter gnädig die Zweifel. »Wie eine Käthe-Kruse-Puppe sah sie damals aus.« Frau Ingwersen hängt an der Erinnerung, wie die alten Damen im Supermarkt ihrer Puppe über das weiche Haar strichen.

Eine Sprachlehrerin ruft der Zweijährigen die frühen Worte ins Bewusstsein zurück, »Mama«, »Papa«, »Oma«, »Opa«, »da, Bume«. Sät neue dazu. Das Kind lernt mit beruhigender Behändigkeit. Auf die Fragen der Mutter antwortet die Sprechtrainerin: »Das wird schon wieder. Sie ist durch die Krankheit nur etwas entwicklungsverzögert.«

Entwicklungsverzögert. Dieses Wort ist der Strohalm, an den sich Frau Ingwersen klammert. Dank des Sprachunterrichts spricht das Mädchen bald »wie ein Professor«. Gewichtige Worte, deren Auswahl und Zusammenstellung bisweilen keinen Sinn ergibt. Die Mutter wundert und besänftigt sich. Entwicklungsverzögert. Die Droge wirkt bis zur Einschulungsuntersuchung. Nach deren Abschluss schüttelt der Amtsarzt den Kopf und ruft im eigenen Schrecken der Mutter ins Gesicht: »Frau Ingwersen, Ihre Tochter hat keinen Funken Verstand.« Das müsse sie doch gewusst haben, findet er noch. Frau Ingwersen hatte nichts gewusst. Hatte wohl gehaut, gezweifelt, gefürchtet. Doch immer rechtzeitig jemanden gefunden, der ihr diesen Keim erstickte, bevor er zur Gewissheit wuchern konnte. Nur der Mann, mit dem sie nach der

Scheidung von Antjes Vater seit zwei Jahren lebt, hat es immer gesagt: »Mit der Antje stimmt etwas nicht.«

Geistig behindert also. Keine Tochter, die den Traum der Mutter nur langsam erfüllt. Eine, an der ihr Traum zerbricht. Frau Ingwersen verlangt zu wissen, wie groß das Ausmaß des Schadens ist. Die Ärzte zucken mit den Schultern.

Wenn das Kind nur nicht so reden könnte. Wenn es nur nicht mit seinem Fremdwörtergesprudel, seinen Professorensätzen die Mutter wieder und wieder in Zweifel stürzte. »Die klingt über Minuten, als habe sie wirklich verstanden, um was es geht. Dann kommt der Bruch. Etwas, wo du denkst, das haut nicht hin, das passt nicht, was soll das jetzt? Und trotzdem fallen die Leute heute noch auf ihr Gequassel herein.«

»Was bedeutet 'behindert sein', Antje?«

»Behindert, ja, also ich bin nicht sichtbar behindert, obwohl ich behindert bin zu 100 Prozent, aber nicht sichtbar, das sagen mir Jugendliche immer wieder, als ich neulich auf einem Spielplatz bei meinen Großeltern war, so ein großer Spielplatz mit ungefähr 20 000 Geräten, meine Mutter war leider mal wieder nicht anwesend, da sagte eine zu mir, duuu? behindert? so wie du aussiehst, könntest du die Tochter deiner Mutter sein, aber nicht behindert.« Wir lachten die Erzählerin in Verzückung. Sie gluckste. »Ja, fragte die, dann bist du also die Mutter, nee, sagte ich, dann müsste ich ja die Mutter sein und das meine Tochter, Gott sei Dank, nein.« Ihr Blick irrte von einem Zuhörer zum nächsten, sie wartete, als der Erfolg ausblieb, hob sie wieder zu sprechen an. »Behindert sagt man nicht, das ist nicht schön, heute sagt man, die oder der hat ein Handicap, Handicap ist nicht schlimm, ein Handicap hat jeder normale Mensch, wie beispielsweise meine Mutter das Rauchen, ich bin nach Hause gekommen und habe gerochen, da ist was, ich habe gefragt, Mama, hast du wieder geraucht, natürlich, sagt meine Mutter, ich habe wieder geraucht, und ich habe da was gerochen, ich bin in mein Zimmer gegangen und habe gefragt, hast du wieder geraucht, aber sie wollte das ja nicht sagen, am Abend, als es beinahe mitten in der Nacht war, ist sie dann weggefahren, so zwischen ein Uhr nachts und Mitternacht, meine Mutter fährt immer weg, jeden Abend, ich sagte, was, jetzt fährst du weg, anständige Behinderte schlafen um diese Zeit, aber was sagt meine Mutter, ja, ich fahre jetzt weg, nicht, Mutti? Meine Mutter ist immer auf Dauerzustand, DU nenne ich das, immer auf Achse, nicht wie zum Beispiel eine anständige Mutter, die sich um ihre Kinder kümmert und um ihr'n Mann, nicht, Mutti? Wenn ich später mal Kinder habe, mache ich das bestimmt nicht so, man sagt, Behinderte sind bessere Mütter, die haben das Geistige mehr, also die haben mehr ihre Kindheit vorweg.« Das ginge weiter und weiter und weiter, sagt die Mutter. »Wenn ich sie ließe.« Die redete, um zu reden, was, ist dem Mädchen egal, verstehe ja eh nicht, was sie da sagt, plappere aufgeschnappte Wörter dahin und stelle sie unwillkürlich zusammen, manchmal passe es. »Glückssache«, sagt die Mutter. Öfter passt's nicht.

Frau Ingwersen hat das Zuhören auf Rat eines Psychologen auf zehn Minuten am Tag beschränkt. Beginnt das Kind seinen Monolog, schaut die Mutter auf ihre Armbanduhr, schaut wieder und wieder, während die Tochter noch spricht, ist deren Redezeit endlich vorbei, schlägt sie mit dem Fingernagel auf das Uhrglas. »So, Antje, die Zeit ist um, nun geh mal in dein Zimmer und mach dich fertig, dass ich dich waschen kann.« Ein über Jahre geübtes, durch Konsequenz und Strenge gefestigtes Ritual. Meistens gehorcht das Kind.

Geht langsam, wie verwundert, in sein Zimmer. Setzt sich auf das Bett und fährt mit dem Reden fort. Ist drei Personen und keine von ihnen. Lässt die erste Person mit der dritten reden,

über den Kopf der zweiten hinweg. Manchen Tag steht die Mutter vor der geschlossenen Tür und lauscht.

Die Erste: »Man kann also sagen, dass sie regelrecht fertig gemacht wird.« Die Dritte: »Das kann man sagen, ja.« Schweigen. Die Erste: »Warst du schon einmal in einem Gefängnis? Weißt du, was das bedeutet?« Die Dritte: »Ja, sie war schon einmal im Gefängnis.« Nummer Eins: »Lassen Sie sie selber reden, sie soll selbst etwas dazu sagen, warum warst du im Gefängnis?« Nummer Drei: »Sie hat geklaut.« Eins: »Ahaaaa!«

So reden die drei da drinnen über Stunden. »Über alles, was Antje bewegt. Wenn sie Ärger in der Behindertenwerkstatt gehabt hat, zum Beispiel, dann ist sie lauthals am Wettern und Fluchen.« Manchmal hört die Mutter die Tochter im Zimmer weinen, dann geht sie und nimmt ihr Kind in den Arm. Sonst nicht. Das Bedürfnis, die Tochter zu halten, zu küssen, zu liebkosen, ging ihr verloren, als das Kind in die Pubertät kam. »Die veränderte sich. Ihre Züge wurden grob. Und sie roch.« Nach Schweiß. Nach den Medikamenten, die der Körper ausdampfte. Der Geruch der Tochter begann, die Mutter zu schütteln. Das Kind entwickelte sich nicht mehr, es wurde nur älter. Mit jedem Jahr, das verstrich, erschien es seiner Mutter noch um ein Vielfaches blöder. Dieses verständnislose, nach seinem Instinkt lebende Geschöpf muss die hilflose Abscheu der Mutter früh gespürt haben.

Als die Tochter acht Jahre alt ist, wird die Mutter schwanger. Ihr Mann ist entsetzt. Sie weiß, er fürchtet ein zweites behindertes Kind. Sagen tut er es nie. Die Tochter spürt etwas Bedrohliches, irgendwie, irgendwas, dem begegnet sie auf ihre Art. Kratzt, beißt, schlägt. Wie ein wildes, verwundetes Tier.

Frau Ingwersen fürchtet um ihr ungeborenes Kind. Fürchtet noch mehr, was die Ungezähmte ihm antun wird, wenn sie erst Hand an es legen kann. »Wir geben sie ihn ein Heim.« Nein, sagt der Mann, kommt nicht in Frage. Dass die Leute sagen können, jetzt kriegt der ein eigenes Kind mit der Frau, da geben sie das kaputte weg? Nein. »Doch.«

An den Wochenenden besuchen Ingwersens ihre Tochter. Erst gern, dann, weil es die Ärzte fordern. Frau Ingwersen fragt sich, was soll ich hier? Das Kind, welches sie anfangs jubelnd begrüßte, kommt nur noch kurz gucken, dann lässt es die Eltern mit dem gesunden Bruder stehen. Ist nicht in der Lage, dauerhaft eine Beziehung am Leben zu halten. »Mutter, Oma, eine fremde Frau auf der Straße – ich bin für sie irgendeine, wer oder was, ist egal.«

Im Heim geht es der Tochter doch gut. Unter ihresgleichen. Oder nicht? Die Mitbewohner entwickeln sich, lernen, dürfen. Antje entwickelt sich nicht. Lernt nicht. Darf nicht. Schon wieder muss sie sich vergessen fühlen. Sie packt einen Koffer, will mit einer Schwester verreisen, die sie nicht hat. In letzter Sekunde erwischt. Das Baby kotzt jetzt auf jeder der Fahrten zur Schwester den Eltern ins Auto, Frau Ingwersen versteht das als Abwehr. Die hilflosen Klagen der Betreuer über Antjes Verhalten, die unsinnig scheinenden, stundenlangen Fahrten, das kotzende Kind auf dem Rücksitz. Der Heimaufenthalt kostet die Ingwersens mehr Ruhe als er ihnen bringt. Sie holen die Tochter nach Hause. Frau Ingwersen ist wieder schwanger.

Sie fühlt sich nicht gut. Hat viel zu früh Wehen. Muss über Monate liegen, sonst, drohen die Ärzte, wird sie das Baby verlieren. Den Vater befallen die alten Ängste, er glaubt nicht mehr an ein zweites gesundes Kind. Sagen tut er es nie. Er behält Recht. Den Säugling, in einer Notoperation viel zu früh aus dem Bauch geschnitten, bekommt die Mutter nicht zu Gesicht.

Am Tag nach dem Kaiserschnitt setzt sich ihr Mann an das Bett und nimmt stumm ihre Hand. »Es ist ein Junge«, sagt er schließlich. Sie fürchtet, in seinem Gesicht das Schlimmste zu lesen. »Wilfried, lebt er?« »Das schon«, antwortet ihr Mann. »Und was noch?«, begehrt die Mutter zu wissen. »Sag es mir. Jetzt.« »Der Junge ist mongoloid.« Fast sei sie erleichtert gewesen, sagt sie.

»Wenn ein behindertes Kind, dann ein Downkind.« Das findet sie noch heute. »Da ist Geist drin, die sind fröhlich, die geben einem so viel Liebe, die umarmen dich, küssen dich, von denen kriegst du zurück.« In Antje, sagt sie, ist nichts.

»Da kann ich geben, so viel ich will, da kommt nichts zurück. Nie.« Frau Ingwersen suchte sich gegen die Enttäuschung zu schützen, indem sie verschloss, was an Gefühl für die Tochter geblieben war. »Ich habe dichtgemacht.« Müht sich, nicht mehr hinzuhören, während die Tochter plappert. Soll die nur reden. Versagt sich den Widerspruch, wenn das Kind etwas Falsches sagt. Wenn es sie mit Worten verletzt. Sie weiß, die Tochter nimmt jede Gegenrede glücklich als Aufforderung zum Duell. »Darauf lasse ich mich nicht mehr ein.«

»Wenn ich später Kinder habe, werde ich eine gute Mutter sein, nicht wie meine Mutter, die nicht arbeitet, Hausarbeit ist doch keine alltägliche Arbeit, meine Mutter ist eine Schlampe, das kann man so sagen, ich werde für meine Kinder sorgen und für meinen Mann, den verlasse ich auch nicht, wie meine Mutter meinen Vater verlassen hat, meine Mutter wechselt die Männer wie ihre Unterhosen, das ist nicht lustig, das kann man ruhig so sagen, meinen Vater hat sie für Wilfried verlassen, das ist mein Stiefvater, mein Stiefvater und ich, wir verstehen uns nicht so gut, sonnabends gucken wir »Notruf« zusammen, kennst du das, »Notruf«, das ist sehr nützlich, da kann man viel lernen, was einer tun muss, wenn es brennt, wie man dem Nachbarn helfen kann, nicht, dass ich da stehe und lange denken muss, o Gott, hier ist ein Hochhaus neben mir, wie kann ich meinem Nachbarn helfen, man kann auch sofort sehen, ob ein Mensch tot ist, die haben da einen Bildschirm, da kommt der Mensch drauf, dann kann man ihm noch den Rückenmarkstrang herausnehmen und in der nächsten »Notruf«-Staffel wieder einpflanzen.«

Die Mutter weiß, das Mädchen versteht nicht, was es da sagt. Spürt nur, dass es die andere endlich bewegt. Sie weiß, sie ist sinnlos verletzt. Gelingt es der Tochter, eine Gelegenheit zu erhaschen, schwatzt sie das Wissen der Mutter nutzlos. Frau Ingwersen schweigt. Wischt den Tisch, schiebt Tassen von hier nach da, sieht auf die Uhr. Schlägt mit dem Fingernagel auf das Glas: »Antje, zehn Minuten sind um. Bitte geh in dein Zimmer.« Hinter der Tür hört sie ihr Kind weiterplappern. Bisweilen fragt sich die Mutter nach dem Sinn seines Daseins.

Früh um sieben holt der Bus das Mädchen zur Arbeit, in die Behindertenwerkstatt, 20 Kilometer vom Elternhaus. Dort tackert sie Ersatzbirnen an Lichterketten, verpackt Tüten mit Joghurtkulturen, trichtert Reis in Kissenhüllen. Die anspruchslosesten aller Werkstattarbeiten. Die Betreuer haben sie an einen Tisch mit dem Autisten gesetzt. Der schaufelt mit den Händen aus einem Zweikiloimer Gummibärchen in seinen Mund, dazu rezitiert er brüllend die neuesten Unglücke aus der »Bild«. Eine Dritte stellt sich an ihren Tisch, stützt die Ellbogen auf, ruckt den Kopf vor wie ein Vogel, starrt, lacht, starrt, grunzt. Geht. Kommt zurück. Eine Vierte verwahren sie in der Mitte des Ganges, auf einem Liegestuhl, in Decken gewickelt.

Ab und an schlägt der Autist Ingwersens Kind auf die Schulter, sticht ihm mit dem Zeigefinger in seinen Arm und brüllt: »Meine Kleine! Die spinnt nämlich manchmal nicht

schlecht, meiiiiine Kleiiiiine, die kann einem nämlich ganz schön auf die Nerven gehen, meine Kleine, nicht wahr?« Und das Kind duckt sich.

Nachmittags um drei kommt es aus dieser Welt nach Haus. Erhält ein Glas Milch, ein Brot, zehn Minuten Redezeit und trottet zurück in sein Zimmer. Zu den Kellys, den Püppchen, den Porzellanfiguren auf der Kommode gegenüber dem Bett, in die Sicherheit dieser von ihr streng geordneten Welt. Nimmt Platz auf der Matratze und beginnt zu plappern. Singt laut, mit heller Kinderstimme. An der Wand hängt eine Pappmedaille, erstritten auf einem Behindertenfest: »Für Antje. Die beste Sängerin«.

Manchmal will das Kind Liebe, dann kommt es und hängt sich der Mutter von hinten an den Hals. »Wie eine Kette.« Unbeholfen und schwer. Die Mutter erträgt diese plötzlich aufflammende Sehnsucht, stillen kann sie sie nicht. Manchmal verlangt das Kind zu leben, will auf den Flohmarkt, ein Straßenfest, zu einem Kelly-Konzert. Die Mutter wagt nicht, seinem Verlangen nachzugeben. Sie fürchtet, dieser eine Ausbruch aus dem Normalen bringe die Lust ihrer Tochter auf Leben dauerhaft außer Kontrolle.

Manchmal verschiebt das Kind seine Möbel, rückt den Kleiderschrank scheinbar mit Leichtigkeit an einen neuen Platz. Dann das Bett. Die Kommode. Die Eltern schieben zu zweit gegen die Aufsässigkeit ihrer Tochter an.

Dann wieder sitzt das Kind still und schneidet Fensterbilder. Klebt Weihnachtssterne. Malt Memorykarten. Kratzt mit den Fingernägeln die Tapetete herunter und tiefe Löcher in den Putz. Sein Zimmer ist Zuflucht und Zelle. Das ist nicht ungewöhnlich, nichts Schreckliches, sagt die Mutter. »Viele Behinderte brauchen das so.« Wenn die Tochter herauskommen wollte, wer wollte sie ertragen?

Autorin: Antje Potthoff, geboren im Weserbergland. Verheiratet, sechs Kinder. Arbeitete als Kinderkrankenschwester, Zahnarthelferin, fotografische Assistentin, Architektin. Endlich Journalistenausbildung bei zwei Heideblättern.

Seit 1994 freie Autorin, heute für »Max«, »Das Magazin« (Zürich), die Seite drei der »Süddeutschen Zeitung«. Zwei Bücher vollendet, zwei in Arbeit. 1996 Axel-Springer-Preis für Nachwuchsjournalisten und den 3. Platz beim Egon-Erwin-Kisch-Wettbewerb.

Fotograf: Vincent Kohlbecher, 1960 geboren, ab 1980 Studium an der FH für Gestaltung Hamburg mit Schwerpunkt Fotodesign, seit 1986 freiberuflich als Fotograf tätig, 1988 erste Reportage für das »Zeitmagazin«. Tätig für den »Stern«, »Merian«, »Spiegel«, »Das Magazin«. Lebt in Hamburg.